

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 104 (1978)
Heft: 47

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

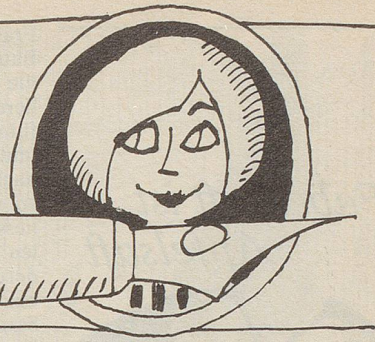
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Normal ist, was «man» tut

Ich gehöre gern zur Mehrheit. Das stempelt mich zwar zum Spiesser, aber in diesem Fall habe ich nichts dagegen. Die Tatsache beispielsweise, dass ich bei Volksabstimmungen meistens jene Meinung vertrete, die sich hinterher als die der Mehrheit erweist, gibt mir die Gewissheit, über eine normal funktionierende Denkeinrichtung – zumindest eine genau gleich manipulierte wie die der andern – zu verfügen.

Auch als Frau gehöre ich – ganz knapp, aber immerhin – zu einer Mehrheit. Mit einem Schönheitsfehler: Ich habe fliegen gelernt. Damit befinde ich mich in einer misstrauisch beäugten Minderheit – und innerhalb des Clans der überflotten Mädchen in einer noch minderen Minderheit. Ich bin nämlich weder «total angefressen», noch schwärme ich für Motoren

oder Technik, ich berausche mich weder am Höhengefühl, noch an kniffligen Situationen. An den fliegerischen Clubmeisterschaften schneide ich mittelmässig bis gut ab, wie ich auch in allen anderen Lebenssparten wohl mehr oder weniger mittelmässig bin. Dennoch: Als Angehörige einer Minderheit bin ich hier plötzlich eine halbwegs bestaunte, nicht ganz ernstzunehmende Ausnahme.

Das beginnt beim Eidgenössischen Luftamt, das auf jedem Formular, wofür auch immer und alle Jahre wieder, meinen Beruf (?), meine Telefonnummer privat und im Geschäft (?) und meine militärische Einteilung (?) erfragt. Das beginnt parallel dazu bei den Fluglehrern, deren erster Kernsatz für Flugschüler lautet: «Mit dem Flugzeug sollst du umgehen wie mit einer Frau, aufmerksam, vorsichtig und mit Gefühl.»

Von Kontrolltürmen und Flugleitungen werde ich mit so viel auffällig chevaleresker Priorität behandelt, dass ich direkt

erleichtert bin, wenn mich wieder einmal jemand wegen eines nicht ganz korrekten Anflugmanövers abkanzelt – eben so, wie es die männlichen Kollegen auch hinnehmen müssen.

In der Verwandtschaft und Bekanntschaft geht es meinem Minderheitstrauma nicht besser: Wohlwollend lässt man sich zwar von mir in der Luft herumkutschieren, um mir zu zeigen, wieviel Vertrauen in meine Künste man mir zuliebe aufbringt (und mit dem statistisch absurden Hintergedanken, dass ja wohl nichts passieren wird, wenn bisher nie etwas passiert ist). Aber unter uns gesagt: Fliegen ist wirklich Männersache. Ein Mann, der fliegt, ist bewundernswert, mutig, männlich. Eine Frau, die fliegt, hat einen Spleen. Und wenn sie zudem Mutter von drei Kindern ist, erscheint sie geradezu verantwortungslos.

Dass der bewundernswerte, mutige, männliche Mann Vater von drei Kindern ist, tut nichts zur Sache. UH

Circe repariert Schreibmaschine

Seit Stunden tippte ich bienenfleissig auf meiner elektrischen Schreibmaschine: meine Meinung über die bevorstehende Mode des bevorstehenden Winters musste eilends in die Redaktion. Mit etwas Glück würde ich es schaffen ... Aber das Glück soll man nicht beschwören, sonst passiert gleich etwas. So auch diesmal.

Mitten im Satz, ohne Warnung, liess sich plötzlich keine einzige Taste mehr bewegen. Zwar schnurrte die Maschine warm und freundlich wie eine zufriedene Katze. Aber ihre Tasten blieben unverrückbar. «Sei so gut», sagte ich zu meinem Mann, «schau einmal nach, was der Maschine fehlt.» Er ergriff leise seufzend den kleinsten Schraubenzieher und tastete damit vorsichtig das Innere der Maschine ab, runzelte die Stirn, schob den Wagen nach rechts, nach links und hämmerte schliesslich ungeduldig auf der sich mitleidig rührenden Tastatur herum.

«Keine Ahnung, was mit deiner Grossprotz los ist. Wirst wohl

einen Mechaniker anrufen müssen.»

Was ich umgehend tat.

«Soso», sagte dieser, «eine Grossprotz haben Sie. Ja, da ist nichts zu machen. Kenne den Maschinentyp zuwenig, und ausserdem gibt mir die Firma Grossprotz nicht das kleinste Schraubchen ab. Sie müssen schon einen Mechaniker von dort kommen lassen.»

Gesagt, getan.

«Grossprotz AG, Schreibmaschinen. Sie wünschen?», flötete eine weibliche Stimme.

Empört und überflüssigerweise gestenreich erzählte ich vom Ungehorsam meiner Schreibkraft und fragte, was ich nun –

«Haben Sie sie schon einmal fallen lassen?», zirpte mein Gegenüber am Draht.

«Ich bitte Sie!», antwortete ich indigniert. «Ich werde mich hüten, diese teure Maschine, abgesehen von ihrem Riesengewicht, fallen zu lassen.»

«Sie missverstehen mich», säuselte es zurück, «ich meine, ob Sie schon versucht haben, die Maschine zu heben und auf die Tischplatte knallen zu lassen.»

«Sie meinen im Ernst ...»

«Aber natürlich! Das hilft beinahe immer. Versuchen Sie es nur.» (Circe persönlich!)

«Nun ja», erwiderte ich unsicher, «wenn Sie meinen ... Wie hoch, sagten Sie, das heisst, wie tief soll ich sie fallen lassen?» Das letzte Wort ging mir kaum über die Lippen.

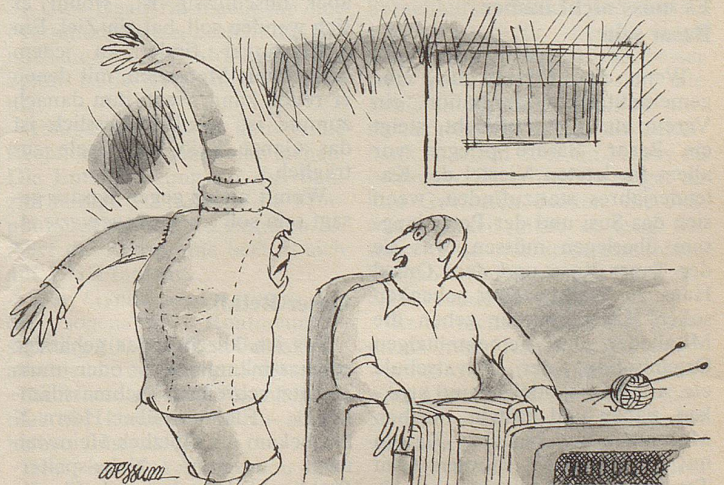
«Ach, an die zehn Zentimeter – und recht unsanft. Ich warte.»

Ich hob gehorsam, mit bebenenden Händen, meine kostbare Grossprotz und liess los. Hart schlug sie auf ... Ihre Tasten spielten wieder in guter, alter Fügsamkeit.

«Sie geht wieder!», schrie ich in die Telefonmuschel und heulte fast vor Freude.

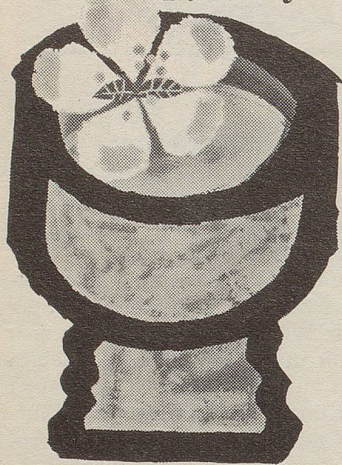
«Sehen Sie!», sagte Circe sanft.

«Aber, hören Sie, wieso funk-



«Ich sagte: Man kann nicht zuhören und sich ausziehen zu gleicher Zeit!»

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet

tioniert dieser brutale Trick denn?»

Circe lachte silberhell: «Das weiss ich auch nicht. Irgend etwas mit einem Wackelkontakt oder so. Es hilft jedenfalls fast immer. Auf Wiederhören.»

«Danke vielmals», murmelte ich kopfschüttelnd, und beendete mit Hilfe der zufrieden schnurrenden Grossprotz beschwingt meine Arbeit.

Sonja

Es muss nicht immer Basar sein

Wenn eine Privatschule, eine gemeinnützige Organisation, ein Verein etc. Geld braucht, steigt ein Basar. Basare pflegen vor allem im letzten Viertel des Kalenderjahres stattzufinden, wenn sich das Susi und der Peter langsam überlegen müssen, was sie der Tante Rosa und dem Onkel Hans zu Weihnachten schenken sollen. Lange vorher gehen die Mitglieder der gemeinnützigen Organisation, der Privatschule etc. ans Werk, sticken und striken, nähen und basteln, machen Makramee und bekleben Karten mit getrockneten Blumen. Am Tag vor dem Ereignis wird bis Mitternacht gebacken.

In diesem Jahr benötigte der

Frauenverein eines bernischen Bauerndorfes Geld für Backöfen, die man im Schulhaus zu installieren gedachte, zwecks Durchführung von Backkursen für jung und alt. Die Frauen gingen nicht nach bewährtem Muster hin, um zu sticken und (siehe oben). Sie liessen sich etwas Neues einfallen: Sie steckten eine Rundwanderung ab. Dann plazierten sie ein Inserat im Anzeiger der nahen Stadt. Daraufhin kamen etliche Wandervögel, aber doch nicht so viele, dass das Ganze einem Volksmarsch glich.

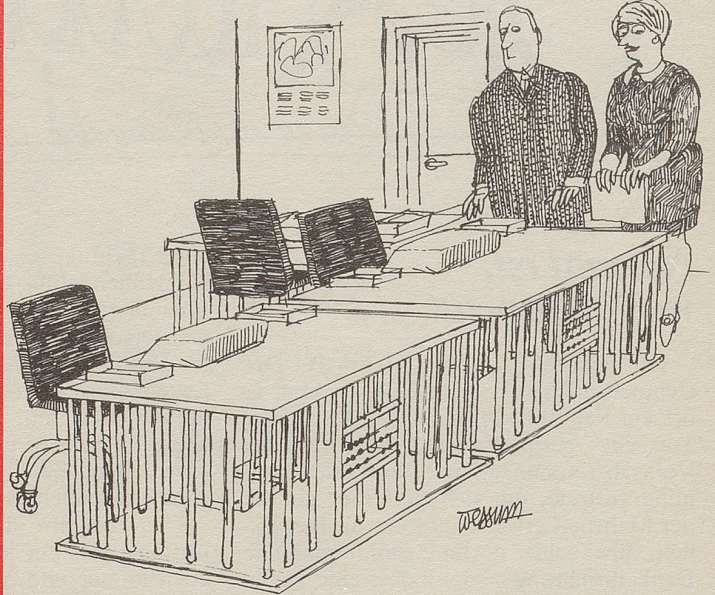
Das war am ersten Sonntag im Oktober, einem Herbsttag, wie er nicht schöner hätte sein können. Der Start zur Rundwanderung befand sich bei der Postautostation. Von da ging's bergauf und bergab über Feldwege, vorbei an bunten Waldsäumen und abgeernteten Feldern und an Bauerngärten, die noch einmal all ihre Farbenpracht zeigten. Im Nordwesten lag der Jura in silbrigem Dunst, im Süden erhoben sich die Gipfel der Vor-alpen und Alpen – eine Landschaft, wie sie Rudolf von Tavel in seinen berndeutschen Romanen beschreibt. Nach zweieinhalb Kilometern kamen die Wanderer zu Milch und Ovo, Zöpfe und Äpfeln. Das heisst, auf einem behäbigen Bauernhof hatte man Tisch und Bänke aufgestellt und verkaufte Speis und Trank. Das Geld wanderte in die Kasse des Frauenvereins. Nach weiteren anderthalb Kilometern hing über offenem Feuer ein grosser Kessel, es gab Wienerli, warmen Schinken und kühle Wässerchen. Am Ziel der dritten Etappe fanden sich Bier und Most. Die Berliner waren bald ausverkauft. Am Schluss der Wanderung über sieben Kilometer lockten im Dorfschulhaus Torten und Kaffee.

Ich finde die Wander-Idee gut. Die Umtriebe dürften weniger gross sein als bei einem Basar. Wer nicht weit von seinem Wohnort entfernt wandern möchte, aber unschlüssig ist, wohin er sich wenden soll, hat ein Ziel. Ein Alleingänger findet an jedem Etappenort Menschen, mit denen er reden kann, wenn ihm danach zumute ist. Und schliesslich ist das Ganze Leib und Seele zuträglich.

Womit nichts gegen Basare gesagt sein soll ... Annemarie A.

Unser Bethli

Als ich kürzlich das gehässige schmassmännliche – oder muss ich jetzt schreiben: «schmassdämlische» – Elaborat über Herrn X las, bekam ich plötzlich Heimweh nach unserem Nebelspalter-Bethli. Auch es hat sich für die Anerkennung der Frau eingestellt, aber seine Artikel waren



«Das macht es uns wesentlich leichter,
weibliche Schreibkräfte zu finden!»

geistreich und elegant, nicht grob und frech. Bethli hätte gegenüber Herrn X offen seine Meinung vertreten und lebhaft, jedoch fair, mit ihm diskutiert. Das Bethli hätte es nicht nötig gehabt, höflich, aber offensichtlich stumm, dazusitzen und hinterher abschätzige Bemerkungen zu machen. Bethli war einem intelligenten Journalisten, wie beispielsweise Herrn X, geistig durchaus gewachsen. Die zwei «Berufskolleginnen» haben sich in meinen Augen als leicht beschränkt qualifiziert, hätten sie doch sonst die Gelegenheit benützt – zwei gegen einen –, Herrn X zu «emanzipieren».

Aus Bethlis Texten spürte man immer Takt und Anstand. Es hätte einem Kollegen nie bössartige Ausdrücke aus Leserbriefen öffentlich vorgehalten. Es gibt immerhin Leser, die dies als geschmacklos empfinden. Ausserdem wird jeder Artikel, wer ihn auch geschrieben habe, von den einen abgelehnt – bei andern kommt er gut an. Gerade das breite Spektrum macht den Charme des Nebelspalters aus. Wort- beziehungsweise Schrift-Gefechte zwischen den ständigen Mitarbeitern sollten aber mit Achtung und Respekt gegenüber dem Partner geführt werden und einer gewissen Fairness nicht entbehren.

Reti

Wozu überhaupt der Krieg zwischen den «Nebel-Spaltern» – und erst noch auf Papier, das anderem dienen sollte?

Ilse

Unser Hausarzt

Viel Negatives wird immer wieder von Aerzten berichtet: dass sie überlastet sind, keine Zeit haben für ein Gespräch, ihre Patienten nur mangelhaft informieren und möglichst rasch behandeln. Ich möchte ein anderes Bild zeichnen.

Unser Hausarzt ist zwar auch dauernd überlastet, aber er vermittelt jedem Patienten das Gefühl, er sei ganz für ihn da – mit Kopf und Herz. Er findet Zeit für ein beratendes Gespräch, um ein medizinisches Problem zu lösen oder ein psychisches Leiden lindern zu helfen. Er informiert seine Patienten gründlich, zum Beispiel über Vor- und Nachteile einer Spitalweisung. Er hat den Mut zu erklären, dass bestimmte Untersuchungen wissenschaftlich interessant sein mögen, jedoch nicht unbedingt erforderlich sind und die Kostenexplosion im Gesundheitswesen fördern.

Unser Doktor ist überdies ein hervorragender Menschenkenner. Er weiss, wie er etwas sagen muss, damit der Patient es verkraften kann. Ausserdem gehört er zu den Aerzten, die noch Hausbesuche machen und sogar nachts kommen, wenn man sie dringend braucht. Unser «Medizinmann» hat einen goldenen Humor, der vieles erträglicher macht und einem das Gefühl verleiht, dass das Leben trotz aller Beschwerden eine heitere Seite

hat. Dass seine Patienten weniger wehleidig werden, ist vielleicht ein Ziel seiner ansteckenden Fröhlichkeit. Erwähnen muss ich noch, dass unser Arzt die vereinbarten Zeiten mit minimalen Abweichungen einhält. Er entschuldigte sich einmal bei mir für eine erwartete Viertelstunde!

Unser Doktor hat relativ oft einen «Gehilfen» in seiner Praxis. Ich hoffe, dass diese jungen Mediziner möglichst viele der guten Eigenschaften «eingepflegt» bekommen. – Vielleicht wird da und dort dank unserem Hausarzt später einmal eine Praxis eröffnet, wo der Patient noch ein Mensch und nicht bloss ein «Fall» ist.

Lisbeth

Opfer Hausfrau

Hausfrauen sind manchmal Opfer – in vielerlei Beziehung. Dies hört und liest man immer wieder.

Ich fühlte mich allerdings nie als eines, bis – ja, bis mich die Nachbarin zu einer Party einlud.

Es war eine ganz bestimmte Party, aber ich verstand ihren Namen nicht und freute mich kindlich darüber, dass die eher verschlossene Frau von nebenan mich mit anderen eingeladen hatte.

Und dann die Ueberraschung: Der Gastgeberin blieb kaum Zeit, uns zu begrüssen, da wurde sie von einer reizenden, gepflegten, sanft lächelnden Dame auf die Seite geschoben. Nun begann die Vorführung. Keine Rede von gemütlichem Kaffeeklatsch. Es ging um Serviergeschirr, Kühlschrankgeschirr, aus bestem Kunststoff, versteht sich, und es ging nur darum. Dabei redete die Dame so einschmeichelnd und freundlich – brauchte ich denn wirklich nicht eine praktische Dose, garantiert kratzfest und geruchlos, mit Deckel, um den Käse zu versorgen?

Beschämt stellte ich fest, dass ich zu den fahrlässigen Hausfrauen gehöre, die ihn einfach, im Papier eingewickelt, kühlhalten. – Und eine runde Dose für Beeren oder die Gulaschresten, besser vielleicht drei in verschiedenen Grössen?

Plötzlich hielt ich einen Bestellschein und einen Kugelschreiber in der Hand. Mir wirbelten die Dosen im Kopf herum, und schliesslich schrieb ich einen Teil des Wirbels auf den Zettel vor mir, der flugs eingesammelt wurde. Die Preise hatte ich nicht genau angesehen.

Später gab es doch noch Kaffee und Kuchen. Da wurde ich wieder kindlich froh und erwähnte törichterweise, ich wohnte im Haus nebenan. «In der schönen Villa?» Die reizende Vorführdame schien sich unversehens

für mich zu interessieren, und ehe ich wusste, wie mir geschah, hatte sie mit mir einen Termin verabredet, an dem ich, in der schönen Villa, eine Party mit ihr geben würde.

Als es so weit war, kannte ich mich kaum mehr. Ich wurde nämlich als Gastgeberin am Gewinn der Vertreterin beteiligt – in Form eines Geschenkes, dessen Grösse sich nach der Anzahl Bestellungen meiner Gäste richtete. Plötzlich erfasste ich die ungeahnten Vorteile des Kunststoffgeschirrs...

Erst heute, nachdem ich alles bezahlt habe und meine stattliche Zahl Dosen, Schüsseln, Becher betrachte, Preisvergleiche mit Warenhäusern anstelle, denke ich wieder an jenes Wort von der Hausfrau als Opfer. Besonders dann, wenn ich erlebe, wie der rosa, hellblaue oder gelbe Kunststoff neben der heissen Herdplatte oder Pfanne dahinschmilzt, sich als zähe Masse kaum mehr vom Chromstahl lösen lässt und wieder ein teurer Deckel oder ein ach so kostbares Gefäss flötegeht. Ich könnte jeden Einzelteil ersetzen, die Verkäuferin hat es betont, aber das hiesse: wieder eine Party besuchen...

Annemarie S.

Von der Würde des Alters

Um es vorwegzunehmen: ich habe nichts gegen Physiotherapie, Beschäftigungstherapie und so weiter. Was ich aber kürzlich in einem privaten Altersheim sah, störte mich.

Es handelte sich um einen Alternachmittag im Freien. Die Senioren waren mit ihren Rollstühlen auf eine Linie gebracht worden. Vor den Rollstühlen standen Kinder zwischen sieben und zwölf Jahren. Diese Kinder hatten Papierkörbe in einer Hand, in der andern Teilnehmerlisten mit den Namen der Senioren. Die alten Leute mussten nun einen Ball in den Korb werfen, der sehr nahe an die Rollstühle gehalten wurde. Gelang es ihnen, den Ball in den Korb zu werfen, bekamen sie einen Pluspunkt zu ihrem Namen auf der Liste.

Wie gesagt, ich habe nichts gegen Bewegungstherapie für Senioren, aber diese Schau, auf offener Szene, mit Zuschauern und Rangordnung, wobei Kinder Richter spielten, empfand ich als entwürdigend.

Von einer Insassin eines andern Altersheims hörte ich, dass man den Betagten mit Steinchen gefüllte Becher gegeben habe, die hätten sie auf Kommando schütteln müssen. Wenn ein Steinchen herausfiel, erklang schallendes Gelächter, denn auch dieses «Spiel» wurde von Kindern überwacht. Später erhielten die alten



«Zum Teufel – wie kommt denn die lächerliche Vase von Tante Marie hierher?»

Leute Rechenaufgaben: 4 und 4, 2 mal 2 ... Gelächter auch da, wenn jemand eine falsche Antwort gab.

Ob dieses «System» das Verständnis der Kinder für die Probleme der Senioren fördert? Unwillkürlich stellt man sich vor, man sitze selbst einmal in einem Rollstuhl und müsse sich wettbewerbsmässig betätigen – von Kindern beurteilt ... Nein danke! Ich möchte, ohne allzuviel Therapie, alt werden dürfen, an keinen Wettbewerben mehr mitmachen – besonders nicht vor den Augen aller.

Hege

Die beste Gewerkschaft

Meine herzkrankte Schwester braucht einen Notfallarzt, da ihr Hausarzt in den Ferien weilt und der Vertreter «heute ausnahmsweise keine Sprechstunde» hat. Es ist nicht Samstag und nicht Sonntag und auch nicht nach 21 Uhr. Der Arzt macht ihr eine Morphiumspritze, bestellt das Sanitätsauto und informiert das Spital. Er ist keine halbe Stunde hier.

Einige Tage später kommt die Rechnung. Fast muss man lachen. Die Entschädigung für das Benzin beträgt 5 Franken, die Morphiumspritze kostet 2 Franken 10. Aber die Endsumme beläuft sich auf 203 Franken...

Der Gynäkologe verlangt für die sogenannte Routineuntersuchung 300 Franken. Jovial verabschiedet er meine Schwester: «Die Brüste tasten wir das nächstmal ab; kommen Sie in einem halben Jahr wieder.»

Hat ein Bekannter von mir recht, wenn er behauptet, die beste Gewerkschaft bildeten die Ärzte?

Hedi

Jung bleiben – im Geist

72 Jahre alt war die Frau, die neben vielen andern im Sprachkurs für Englisch sass. Sie lernte mit Eifer und Freude, machte fleissig Hausaufgaben. Zeit dazu hatte sie ja genügend, und sie liess keine einzige Stunde des Kurses aus. Bald war sie mit allen bekannt, grüsste herzlich und war oft auch mit jungen Leuten im Gespräch. Wie erfreulich ist das Bild, einen alten Menschen zu frieden und lächelnd mit ganz jungen Leuten zusammen zu sehen und festzustellen, dass sie gut miteinander auskommen, wenn jedes sich Mühe gibt, das andere zu verstehen!

So sollte es öfter sein, wenn man keine Gebrechen hat, die einen zwingen, zu Hause zu bleiben. Sogar dann hätte man Gelegenheit, andere einzuladen und nette Nachmittage zu verbringen, sei es mit Lesen oder Plaudern. Es gibt heutzutage Lese- und Sprachkurse, Bastel- und Stricknachmittage für Leute jeden Alters. Wie vieles würde besser und tröstlicher, wenn sich alte Leute entschliessen könnten, mitzumachen, wieder auf die Schulbank zu sitzen oder ein Hobby zu betreiben. Sie würden weniger an ihre Gebrechen denken, die Zeit würde ihnen nicht so lang wie sonst. Und mit selbstgemachten Dingen würden sie erst noch andern Freude bereiten.

Es ist nicht so, dass alte Leute nichts mehr lernen, keine ungewohnte Arbeit verrichten können. Die Hände sind nur «eingeroostet»; es braucht wenig, sie wieder zu betätigen.

Ich hoffe, dass recht viele alte Leute durch Aktivität neue Freude am Leben gewinnen.

Dolly